KONGO

Der Kessel von Kivu

Trotz eines Waffenstillstands rücken von Ruanda unterstützte Rebellen immer tiefer ins Nachbarland vor – wer nicht flüchten kann, sitzt in der Falle. Eine neue Katastrophe droht.

Die Orte Bunyatenge, Muhanga, Mbingi – gefallen. Kanyabayonga, Kayna, Kirumba – ebenso. Im Büro des deutschen Entwicklungshelfers Kai Grulich in der ostkongolesischen Halbmillionenstadt Butembo hängt eine Karte, auf der verzeichnet ist, wie weit die Truppen der Kongolesischen Sammlung für Demokratie (RCD-Goma) noch entfernt sind.

Es sollen 80 Kilometer sein. Sie kommen immer näher. So langsam wird es ungemütlich.

Die Uno-Mission „Monuc“ in Butembo ist bereits verwaist. Auch Pater Giovanni, ein Missionar, ist aus seiner Station geflüchtet, nachdem dort desertierende Soldaten alles geraubt haben, was nicht niet- und nagelfest war. Bei Grulich, in den Räumen der Welthungerhilfe, waren die ersten Plünderer vor ein paar Stunden aufgetaucht, um Mitternacht.

GUILLAUME BONN / GALBE.COM

Fotograf Maku in Beni
Panische Flucht

Nun ist es Donnerstagvormittag, halb zehn, und Grulich reicht es. Stimmen die neuesten Gerüchte, die vom Nachbarland Ruanda unterstützte RCD-Goma stehe jetzt nur noch 35 Kilometer vor Butembo?

Mit zwei vorsorglich gepackten schwarzen Hartschalenkoffern, zwei Satellitentelefonen und einem Laptop verlässt Grulich als letzter ausländischer Helfer Butembo in seinem weißen Landcruiser Richtung Norden. Zur gleichen Zeit meldet die Uno den Fall der nahe gelegenen 200 000-Einwohner-Stadt Lubero.

Grulich lässt eine Gegend hinter sich, in der Endzeitstimmung und Panik aufkommen. Immer wieder rumpeln Lastwagen voller martialisch gekleideter Kämpfer zur Front. Durch die unbeleuchteten Straßen marodieren Soldaten mit Sturmgewehren und Panzerfäusten. Nachts wagt sich niemand mehr aus dem Haus. Und nur noch am frühen Abend fließt zum Kongo-Rumba aus dem Kassettenrecorder das Primus-Bier in einer trostlosen Kaschemme mit dem irreführenden Namen „Sous le Palmier“ (Unter der Palme).

Obwohl zur gleichen Zeit in Burundis Hauptstadt Bujumbura Vertreter der kongolesischen Regierung und der RCD-Goma, der größten Rebellenbewegung, einen Waffenstillstand unterzeichnen, wird nur wenige Kilometer südlich des kongolesischen Schlachthauses Ituri heftig gekämpft. Viele geben diesen Zipfel, der noch von regierungstreuen Truppen gehalten wird, bereits verloren. Im Norden beherrschen die von Ruanda finanzierten Hema weite Teile Ituris, von Süden rückt die von Ruanda unterstützte RCD-Goma vor. Trotz Waffenruhe.

Nun droht hier eine Katastrophe von riesigem Ausmaß – selbst für kongolesische Verhältnisse. Alle internationalen Helfer und sogar die Glücksritter, die von den Bodenschätzen des Landes angelockt worden waren, flüchten zum nächsten Flughafen in Beni, wo für 325 Dollar letzte Tickets in die Hauptstadt Kinshasa verkauft werden.

Keine Chance auf eine solch komfortable Ausreise haben neben der einheimischen Bevölkerung die rund 127 000 Flüchtlinge, die den Massakern um die Stadt Bunia herum entflohen sind, genauso wenig wie jene rund 140 000 Menschen, die sich vom Süden hierher durchschlugen, in den Norden der kongolesischen Provinz Kivu. Sie alle sitzen nun, nur notdürftig versorgt, in der Falle.

„Es droht ein Desaster, die vorrückenden Truppen schnüren uns ein“, sagt Ernest Uringi-pa-dolo, Vizepräsident der in Beni regierenden, von Kinshasa unterstützten RCD-ML. Verantwortlich für den Krieg macht er das Nachbarland Ruanda, dessen Gier nach Bodenschätzen unersättlich sei.

Die Politiker in der Ruanda-Hauptstadt Kigali betrieben allen anders lautenden Beteuerungen zum Trotz die Abspaltung des Ost-Kongo um jeden Preis. Vor nicht allzu langer Zeit wären sogar einige reguläre ruandische Soldaten gefangen genommen worden, und auch Hubschrauber der ruandischen Armee habe man gesichtet.

Nicht mehr lange, und die gerade erst dem Gemetzel in Ituri entkommenen Flüchtlinge vom Stamm der Lendu werden wieder nach Norden getrieben, direkt in die Arme der schrecklichen Hema-Milizen also, während sich die internationale Aufmerksamkeit ganz auf ein Häufchen Franzosen richtet, das in Bunia durch die

ROBERT MAKO-KILO

Maku-Foto von ermordeten Hema: *Zeugnis des Grauens*

Deutsche KSK-Soldaten (in Afghanistan): *Auf den Einsatz gegen marodierende Kindermilizen vorbereitet*

Gefährliche Rutschbahn

Verkehrte Welt im Bundestag: Rot-Grün votiert geschlossen für den Kongo-Einsatz der Bundeswehr – unter den Konservativen wächst die Zahl der Zweifler.

Christian Ströbele, 64, hat bisher alle Kampfeinsätze der Bundeswehr abgelehnt: Ob im Kosovo oder in Afghanistan – der Grüne versteht sich als Vorkämpfer gegen die Militarisierung der Außenpolitik. Doch diesmal ist der altlinke Pazifist zufrieden: Die vorigen Mittwoch vom Parlament gebilligte Kongo-Mission, findet er, sei schließlich ein „polizeiähnliches" und nur „notfalls mit militärischen Mitteln" einhergehendes Engagement.

Zugestimmt hat, wie immer, auch der CDU-Abgeordnete Friedbert Pflüger, 48 – doch im Grunde plagen ihn Zweifel. Den Ausschlag dafür, dass er und das Gros der Unionsfraktion für den Einsatz votierten, hätten allein die „staatspolitische Verantwortung" und das Interesse am gedeihlichen Auskommen mit den europäischen Partnern, namentlich Paris, gegeben: „Wir müssen lernen, auch einmal Nein zu sagen."

Tatsächlich lehnten von der Opposition 30 Kollegen den auf Ende August befristeten Einsatz der Bundeswehr im Herzen Afrikas ab, während ihn SPD und Grüne ausnahmslos unterstützten. Bis zu 350 Soldaten können jetzt nach Uganda in Marsch gesetzt werden. Nur im „Notfall", so Verteidigungsminister Peter Struck (SPD), dürfen sie in den Kongo vorrücken – etwa um bedrängte Uno-Mitarbeiter vor marodierenden Kindermilizen zu retten.

Die Angst vor den minderjährigen Killern war im Bundestag deutlich zu spüren. Die hätten „keinerlei Respekt vor dem menschlichen Leben", noch nie sei die Bundeswehr mit „so einer Situation konfrontiert worden", grauste sich Petra Ernstberger von der SPD. Er wolle, bekräftigte Minister Struck, seine Truppen „nicht dafür ausbilden lassen, auf mit Drogen voll gepumpte Kindersoldaten zur Selbstverteidigung schießen zu müssen".

Einige Einheiten sind indes durchaus auf diesen Ernstfall vorbereitet: Nachdem 1994 belgische Soldaten Mitarbeiter der Deutschen Welle aus dem Bürgerkrieg in Ruanda retten mussten, schuf sich die Bundeswehr in Calw die Eliteeinheit „Kommandos Spezialkräfte" (KSK). Auch Fallschirmjäger der Division für Spezielle Operationen (DSO) haben inzwischen gelernt, wie sie bei Evakuierungseinsätzen bewaffneten Kids entgegentreten können, und stehen rund um die Uhr abrufbereit.

Dass die Bundeswehr noch nie mit Kindersoldaten zu tun gehabt hätte, ist im Übrigen nicht die ganze Wahrheit: 1993, beim Blauhelm-Einsatz im ostafrikanischen Hungerstaat Somalia, traf sie oft genug jugendliche Milizionäre, die mit Kalaschnikows unter dem Arm durch die Gegend stolzierten.

Der Kampf gegen solche Horden, sagt der Alt-68er Ströbele, sei gewiss eine „schreckliche Vorstellung", doch er bezweifelt, dass man den schmutzigen Job auf Dauer allein den Franzosen überlassen kann.

Zwar versuchten vorigen Mittwoch alle im Bundestag vertretenen Parteien für den Einsatz in Zentralafrika „rote Linien" zu ziehen – aber die verlaufen für jeden anders und sind meist nur theoretischer Natur. Ströbele will sich quer legen, wenn sich die Polizeiaktion gegen „kriminelle Banden" zu einem „Krieg gegen Milizen" auswachsen sollte – nur, wer kann das im Kongo auseinander halten? Pflüger verkündete namens der Union, am 31. August müsse Schluss sein, eine Verlängerung des eigenen Engagements komme nicht in Frage. Bittet aber die Uno, wenn sie ab 1. September vor Ort ein von 11 000 Soldaten gestütztes robustes Mandat ausübt, um deutsche Beteiligung, mag er ein Ja nicht ausschließen.

Und Struck zieht die Linie einstweilen exakt entlang der Grenze zwischen Uganda und Kongo. Er hat zur Unterstützung der französischen Einsatzleitung einige Offiziere angeboten, darüber hinaus Lazarettflugzeuge sowie wöchentlich vier Transportflüge mit betagten Transall-Maschinen ins ugandische Entebbe – und eben Nothilfe im Kampfgebiet.

Was aber, wenn die französischen Verbündeten um Verstärkung ersuchen? Und wird es die Bundeswehr tatsächlich dabei belassen, nach 17 Stunden Flug ihre Fracht in Entebbe zu entladen, anstatt gleich das nur 300 Kilometer entfernte Bunia anzusteuern? Experten bezweifeln das.

Bei der Vielfalt der Motive für die Entsendung deutscher Truppen – Mitleid mit den Opfern des Massenmords, EU-Solidarität mit Paris, Hilfe für die Uno – erscheint ein Nein Berlins zu einer Ausweitung der Mission kaum noch möglich: „Die Rutschbahn nach Afrika", sorgt sich ein hochrangiger Struck-Berater, „ist aufgebaut – und ziemlich glitschig."

Ralf Beste, Alexander Szandar

Straßen patrouilliert und damit das Weltgewissen beruhigt.

Ein ungewisses Schicksal droht allen, die nicht die Mittel besitzen, diesen Kessel im Norden von Kivu rechtzeitig zu verlassen: auch dem Fotografen Robert Maku, einem Flüchtling aus Bunia. Fünf Tage war der 23-Jährige gemeinsam mit seinem Bruder Benoit durch den dichten Regenwald nach Beni marschiert. Ausgerüstet nur mit seiner Yashica-Spiegelreflexkamera, hat er das Morden dokumentiert. Nun wartet er hilflos auf eine Chance, ins benachbarte Uganda zu entkommen. Doch alle Wege scheinen versperrt.

Für Maku begann im April eine traumatische Reise. Da war der Lendu, aufgeschreckt durch beunruhigende Meldungen über drohende Massaker, in sein Heimatdorf Kobu aufgebrochen, 30 Kilometer nördlich von Bunia. Doch Maku kam zu spät: Ein Großteil der Bevölkerung war bereits in die Wälder geflüchtet, und der Rest war tot.

Maku zählte 57 Leichen, alle auf einem Haufen liegend, viele nackt. Einige erschossen, andere mit Macheten abgeschlachtet und verstümmelt. Der Französischlehrer Burombi: hingerichtet genauso wie der Englischlehrer Lokana. Nachbarn von Maku waren unter den Toten, auch Freunde. Voller Entsetzen berichteten Überlebende, was sich an jenem schrecklichen Tag ereignet hatte.

Morgens gegen neun Uhr war ein bewaffneter Trupp überwiegend jugendlicher Hema-Krieger aufgetaucht. Sie kamen aus den umliegenden Dörfern und sagten, sie wollten Friedensgespräche mit den Lendu aus Kobu führen.

Deshalb befanden sich so viele Akademiker unter den Toten: Sie wollten vermitteln und helfen, Lösungen zu finden in dem immer grausamer werdenden Krieg der Milizionäre. Sie kamen freiwillig zusammen, um mit den Hema zu reden. Schließlich gehörten auch ehemalige Schüler der beiden Lehrer zu den Eindringlingen, vertraute Gesichter also.

Zuerst sammelten sich alle Lendu auf dem Marktplatz. Doch schnell wurde klar, dass es hier nicht um Verhandlungen ging. Schwer bewaffnete Kinder durchstöberten die Häuser. Niemand durfte mehr den Platz verlassen. Immer mehr Menschen wurden unter Schlägen aus ihren Hütten gezerrt.

Stundenlang mussten sie auf dem Platz ausharren. Dann wurden sie wie Vieh zu einem Bananenfeld am Ortsrand getrieben. Am Nachmittag dann, nach Stunden quälenden Wartens, begann der Blutrausch, dessen fürchterliche Folgen der Fotograf Maku am nächsten Tag wie in Trance dokumentierte.

Aufgeschlitzte Leiber lagen übereinander. Einigen wurden Herz und Leber herausgerissen, anderen die Genitalien abgeschnitten. Manche Leichen waren geradezu perforiert durch Garben aus Maschinenpistolen.

Panisch flüchtete Maku zurück nach Bunia, doch auch dort regierte die Gewalt: Auf den Straßen lagen Leichen von Hema, massakriert von verrückt gewordenen Lendu-Milizen. Auch hier fotografierte Maku. Solche Dokumente des Grauens hat man zuletzt aus Ruanda gesehen, wo 1994 fast 800 000 Menschen einem Völkermord zum Opfer fielen.

Auch in Ituri nahm der Irrsinn kein Ende. Als Hema-Krieger schließlich Bunia einnahmen und Maku bemerkte, dass sie auch auf ihn Jagd machten, versteckte er sich bei Freunden. Dann floh er durch die Wälder und schlug sich schließlich bis nach Beni durch.

Noch harrt auch der kanadische Uno-Mann Sébastien Lapierre hier aus. Vor einigen Tagen wurde er vorübergehend von Kindersoldaten gekidnappt und fast gelyncht.

„Diese so genannten Soldaten sind total enthemmt“, sagt Lapierre, „und sie brechen jedes Abkommen.“ Eine Tragödie sei das für die Zivilbevölkerung: „Zehntausende werden hin- und hergetrieben, von einer Front zur nächsten, von einer Miliz zur anderen. Doch kaum jemand nimmt diese Tragödie zur Kenntnis.“

Am Freitagmittag um 14 Uhr beginnt die Evakuierung der Ausländer. Sie drängen sich auf dem Flughafen von Beni. Soldaten halten mit ihren Kalaschnikows Verzweifelte davon ab, die Flugzeuge zu stürmen. Gerüchte machen die Runde, der Gouverneur der Region sei am Vortag zum Feind übergelaufen.

Lapierre fällt die Geschichte vom Nilpferd und dem Skorpion ein. Da möchte der Skorpion den großen Fluss auf dem Rücken des Nilpferds überqueren. „Wer garantiert mir, dass du mich nicht stichst?“, fragt das Nilpferd. „Ich würde Selbstmord begehen“, entgegnet der Skorpion. „Wir würden doch dann beide ertrinken.“

Mitte des Flusses sticht er zu. Im Todeskampf fragt das Nilpferd, warum er das getan habe. Es bekommt eine kurze Antwort: „Das ist der Kongo.“

THILO THIELKE

JACKY NAEGELEN / REUTERS / E-LANCE MEDIA

Hema-Kindersoldaten in einem Militärlager: *Blutrausch nach Stunden des Wartens*